

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 5

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch von E. H. Carr

Das Buch des englischen Professors für internationale Politik, Edward Hallet Carr, „Conditions of Peace“, das im Jahre 1942 in London erschienen ist, hat in den angelsächsischen Ländern wie auch in kleineren Kreisen der Schweiz so starke Beachtung gefunden, dass sich nunmehr ein schweizerischer Verlag entschlossen hat, eine deutsche Uebersetzung zu veröffentlichen.¹⁾ Dies gibt uns Veranlassung, uns mit diesem Buche ausführlicher zu beschäftigen, als wir es sonst für angebracht gehalten hätten, da es sich zwar um ein nicht uninteressantes Zeitdokument, aber zugleich um ein sehr fragwürdiges, konfuses und Konfusion stiftendes Buch handelt, das weder seinem Verfasser noch den von ihm entzückten Lesern viel Ehre macht.²⁾

Indem wir dieses unzweideutige Urteil voranschicken, sind wir uns bewusst, damit nicht wenige herauszufordern, die uns versichern, dass es sich um ein hochbedeutsames und interessantes Buch handle. Nicht zum ersten Male — schon der Beveridgeplan gab dazu Veranlassung — sehen wir uns damit der bedenklichen und die gedankliche Unordnung unserer Zeit widerspiegelnden Tatsache gegenüber, dass in der allgemeinen Ratlosigkeit und Verschwommenheit der Vorstellungen weiten Kreisen Orientierung und Masstab verloren gegangen sind und sie, von einem vagen Zeitgeist fortgerissen, allem erliegen, was ihnen eine bequeme, aber trügerische Lösung der gewaltigen Gegenwartsprobleme verspricht. Es ist bereits so weit gekommen, dass, wer zu tieferer

¹⁾ Edward Hallet Carr, Grundlagen eines dauernden Friedens. Uebersetzt von Elisabeth Rotten. Zürich (Steinberg Verlag). 1943. SS. XXVIII und 320.

Da eine Uebersetzung immer eine ebenso verantwortungsvolle wie schwierige Aufgabe ist, verdient sie in jeder Buchkritik solcher Art eine kritische Würdigung, zumal die Sorglosigkeit mancher Uebersetzer neuerdings einen bedenklichen Grad erreicht. Um so mehr darf man sich freuen, dass die vorliegende Uebersetzung in die erprobten Hände von Elisabeth Rotten gelegt worden ist. Nur an einigen wenigen Stellen habe ich offenbare Unrichtigkeiten der Uebersetzung feststellen können, aber sie sind zumeist ohne Belang und überschreiten nicht das kaum vermeidbare Mass.

²⁾ In meinem Urteil stimme ich vollkommen mit der ausgezeichneten Kritik überein, die K. Brunner jüngst in der Neuen Zürcher Zeitung veröffentlicht hat („Englische Stimmen zum Problem der Wirtschaftsordnung: Die wirtschaftspolitische Konzeption“, N. Z. Z. Nr. 1390 vom 7. September 1943).

Besinnung mahnt, Mühe hat, sich überhaupt noch verständlich zu machen, und sich den wütendsten Angriffen aussetzt. Wahrscheinlich liesse sich die ganze Problematik unserer Zeit aufrollen, wenn man einmal in aller Ruhe und mit wissenschaftlicher Kühle den Gründen nachgehen wollte, die eine solche Gegensätzlichkeit der Urteile erklären dürften. Wie kommt es, so müssen wir uns besorgt fragen, dass so viele nicht merken, dass das Buch von Carr im Grunde genommen eine Art von parfümiertem Nationalsozialismus oder Kommunismus darstellt? Dass es, von allem abgesehen, was mit dem englischen Standort des Verfassers zusammenhängt, ebenso gut in Berlin oder Moskau hätte erscheinen können und dass es uns in penetranter Weise an jene Bücher des ehemaligen „Tat“-Kreises (insbesondere an diejenigen von Ferdinand Fried) erinnert, die auch damals vor 1933 von einem kritiklos gewordenen Bürgertum in Deutschland gierig aufgenommen worden sind und ihm das geistige Rückgrat haben brechen helfen?

Dieser alarmierende Tatbestand legt es nun allerdings nahe, diesen Buchbericht in zwei Teile zu zerlegen. Zum ersten haben wir davon auszugehen, dass das Buch von Carr weiten Schichten in England tatsächlich etwas zu sagen und eine Orientierung zu bieten scheint, ja möglicherweise sogar einen gewissen Einfluss auf die Auffassungen massgebender Kreise ausgeübt hat. Ein solches Buch verdient in jedem Falle — sozusagen als Objekt wissenschaftlicher Untersuchung — unsere Aufmerksamkeit, da es zum mindesten die Eigenschaft hat, uns über Orientierungslosigkeit zu orientieren und uns mit Meinungen bekannt zu machen, die einen der Faktoren des Zeitgeschehens darstellen dürften. Wenn man die optimistische Voraussetzung machen dürfte, dass die schweizerische Uebersetzung den Weg nur zu kritischen Lesern findet, so würde ihr à titre de documentation sogar ein gewisser Nutzen nicht abzuspochen sein³⁾. Tatsächlich kann niemand, der sich von den Strömungen der Zeit ein vollständiges Bild machen will, umhin, das Buch von Carr zu lesen. Da dazu nun eine bequeme Gelegenheit geboten wird, können wir jetzt die rein konstatierende Aufgabe unseres Berichts als erfüllt betrachten, ohne den Inhalt des Buches ausführlich wiederzugeben, und uns der zweiten Aufgabe, nämlich der Kritik, zuwenden.

Das Hauptgebrehen des Buches liesse sich kurz folgendermassen kennzeichnen: Carr ist der Auffassung, dass die im zweiten Weltkriege gipfelnde Krisis unserer Gesellschaft, — er zieht es charakteristischerweise vor, sie eine „Revolution“ zu nennen und an dieses Wort in bekannter Revolutionsromantik deutlich positive Assoziationen zu

³⁾ Es macht dem Verantwortungssinn der Uebersetzerin Ehre, dass sie an derjenigen Stelle, wo von den Kleinstaaten mit der Verächtlichkeit eines Friedrich List gesprochen wird, den schweizerischen Leser ausdrücklich zur Kritik auffordert.

knüpfen — im wesentlichen wirtschaftlichen Ursprungs ist und die Geburt einer neuen kollektivistischen Ordnung ankündigt. Wie man auch zu dieser ökonomistischen Diagnose stehen mag, so ist es doch ausgemacht, dass sie nicht eben eine bequeme Theorie ist. Denn wenn man sie durchführen will, so muss man über das nur mühsam zu erwerbende Rüstzeug des nötigen nationalökonomischen Wissens und über die daraus zu gewinnende Klarheit der Grundvorstellungen verfügen. Zu seinem Unglück geht dem Verfasser jedoch diese Voraussetzung in einem wahrhaft erschreckenden Masse ab. Das meiste, was er hier vorbringt, ist so primitiv und schief und so sehr Produkt unverdauter Lektüre (insbesondere der letzten Bücher von Keynes), dass der Kritiker nicht weiss, wo und wie er überhaupt beginnen soll, und nur von den Qualen berichten kann, die ihm die Lektüre bereitet hat⁴). Zwar sieht Carr vollkommen richtig, dass die monopolistische Markterstarrung und Gruppenanarchie, die gerade in England dank einer protektionistischen und monopolfreundlichen Wirtschaftspolitik in den letzten zehn Jahren Riesenfortschritte gemacht haben, unser Wirtschaftssystem in ein Impasse geführt haben, aber die kollektivistischen Folgerungen, die er aus dieser Erkenntnis zieht, beweisen, dass er nicht die mindeste Vorstellung davon hat, worum es sich im Grunde eigentlich dreht, was alles auf dem Spiele steht und von welchen elementaren Ueberlegungen man auszugehen hat. Das wissen zwar auch viele andere nicht, aber die wenigsten unter ihnen schreiben doch anspruchsvolle Bücher, und am seltensten unter ihnen ist der Fall eines Hochschulprofessors, von dem man doch am ehesten verantwortungsvolle Scheu vor Dilettantismus erwarten sollte.

Je unbeschwerter Carr von nationalökonomischem Wissen ist, um so freiere Hand hat er, sich die ihm passenden Pseudoautoritäten auszusuchen: ehemalige Mitglieder des erwähnten „Tat“-Kreises (wie E. Rosenstock), Schacht, dessen hohe Einschätzung sehr enthüllend ist, oder jene wenigen angelsächsischen Schriftsteller (L. Dennis und L. Mumford), deren nationalsozialistisch-faschistische Tendenzen notorisch

⁴) Wie wenig er von den Grundfragen, die zur Entscheidung stehen, begriffen hat, geht z. B. aus der Art hervor, wie er den seiner Konzeption so unbequemen hervorragenden Nationalökonom L. Robbins (London School of Economics) zu diskreditieren versucht (S. 121). Dessen Einwand, dass es unter einer Planwirtschaft „noch mehr falsch gewählte Industriezweige am falschen Platze“ geben würde, glaubt er mit der Bemerkung entkräften zu können, dass dieses „falsch“ ein subjektives Werturteil enthalte, ohne zu wissen, dass es sich auf die Verbrauchswünsche der Bevölkerung bezieht und dass gerade das ganze Problem des Kollektivismus sich um die — übrigens durchaus negativ zu beantwortende — Frage dreht, ob es hier überhaupt möglich sein wird, sich an den Verbrauchswünschen der Bevölkerung zu orientieren.

sind⁵⁾. Ferdinand Frieds „Ende des Kapitalismus“ scheint ihm entgangen zu sein, da er dieses ihm so verwandte Buch sonst ausgiebig und mit voller Sympathie zitiert haben würde. So hat sich unser Autor ein nationalökonomisch-soziologisches Weltbild zurechtgezimmert, das seinem kollektivistischen Sehnen entspricht, ohne dass er sich im mindesten um die Probleme und Konsequenzen des Kollektivismus kümmerte.

Leider sind seine soziologischen Vorstellungen nicht besser als seine nationalökonomischen. Man hat nicht den Eindruck, als hätte er viel vom Phänomen des Totalitarismus begriffen: Russland ist ihm ein interessantes Experiment, und Nationalsozialismus wie Faschismus erscheinen ihm als Revolutionen im Interesse des „kleinen Mannes“ (S. 37); Russland wie das nationalsozialistische Deutschland haben einer neuen Ordnung zugestrebt, die „auf zeitgemässer Auffassung von sozialer und wirtschaftlicher Ordnung“ gegründet ist (S. 9); alle diese kollektivistischen Länder haben die westlichen Länder in der Beseitigung der wirtschaftlichen Ungleichheiten in den Schatten gestellt (S. 34); zwischen Hitlers neuer Ordnung und der britischen Suprematie im 19. Jahrhundert sieht er keinen grundsätzlichen Unterschied (S. 193); Hitlers Politik „bedeutet das klare Zugeständnis, dass Deutschland ohne Aussenhandel nicht zu leben vermag und dass die Deutschen sich nicht mit der Lebenshaltung begnügen werden, die die Autarkie ihnen gewähren kann“ (S. 267), ein Satz, von dem wir wetten möchten, dass er von einem Manne wie Fried oder einem anderen nationalsozialistischen Wortführer bereits begeistert aufgegriffen worden ist; Russland und nach ihm das faschistische Italien und das nationalsozialistische Deutschland haben in der „Planwirtschaft“ den neuen Begriff des 20. Jahrhunderts gefunden, den sich nun die westlichen Mächte zum Muster zu nehmen haben (S. XXIV), und über das Zögern der letzteren, die dort erfundenen Segnungen der Devisenkontrolle sich zunutze zu machen, hat Carr nur Spott übrig (S. XXIV). Aus der Tatsache, dass während des Krieges eine kollektivistische Wirtschaft möglich war, zieht er nicht etwa den Schluss, dass Krieg und Kollektivismus einander zugeordnet sind und dass der Kollektivismus offenbar nur unter der fieberhaften Ueberintegration des Krieges bestehen kann, sondern den anderen, dass man nun die hektische Kriegs Atmosphäre in der Friedenszeit irgendwie ersetzen müsse. Dem entspricht auch seine bemerkenswerte Soziologie des Krieges, den er aus seiner Funktion als „kurzfristiges Gegengift“ gegen Arbeitslosigkeit und Ungleichheit erklärt

⁵⁾ Bezeichnend ist, dass Carr den amerikanischen Autor Arnold nur nach einem früheren Buch einer unreifen Periode, nicht aber nach einem späteren Buche („The Bottlenecks of Business“) zitiert, in dem dieser seine früheren antiliberalen Irrtümer abschwört. Beruft er sich einmal auf ernsthafte und ihm in ihrer Grundrichtung durchaus entgegenstehende Autoren (wie Max Weber und Allan G. B. Fisher), so nur mit weiser Auswahl.

(S. 132), ohne unserer Phantasie irgendwie zu helfen, die sich einen solchen Zusammenhang von Ursache und Wirkung konkret vorzustellen bemüht. So kann er denn den Satz prägen: „Der Krieg ist in gegenwärtiger Zeit die zweckvollste unserer sozialen Institutionen“ (S. 131), solange für seine Funktion als „Gegengift“ gegen Arbeitslosigkeit und Ungleichheit kein gleichwertiger Ersatz gefunden worden ist. Dass der moderne Krieg in Wahrheit das wirkungsvollste Narkotikum vital unbefriedigter Massen ist und nur auf Grund einer solchen nicht an der ökonomischen Oberfläche haftenden Diagnose wirklich bekämpft werden kann, kommt Carr nicht in den Sinn. Was er vorschlägt, ist denn auch nichts anderes als der Ersatz des einen Rauschgiftes durch ein anderes⁶⁾, nicht aber etwa die Beseitigung eines Gesellschaftszustandes, in dem ein solches Bedürfnis nach Rauschgiften vital-soziologisch unbefriedigter Massen überhaupt erst entsteht. Die Lektüre des Buches erweckt den Verdacht, dass dem Verfasser das Bestehen einer solchen Gesellschaftserkrankung („Vermassung“) überhaupt nicht gegenwärtig ist, geschweige denn die Notwendigkeit, sie zu überwinden; sein ganzes Programm läuft denn auch darauf hinaus, diese tiefste Erkrankung unserer Gesellschaft nur noch auf den Gipfel zu treiben. Wenn man seine Klage darüber, dass noch nicht alles den Bedürfnissen der „Massendemokratie“ angepasst sei, recht versteht, so scheint ihm eine solche Entwicklung sogar ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

Von solchen soziologischen Auffassungen — insbesondere denen über die Funktionen des Krieges — bis zu wirklicher moralischer Verwirrung ist es nur ein Schritt. So vermag denn auch Carr nichts moralisch Verwerfliches im Verhalten von Menschen zu sehen, die dem Himmel auf den Knien für den Ausbruch eines Weltkrieges danken, ja, er bezeichnet ein solches Urteil geradezu als absurd (S. 133). Auf derselben Ebene liegt die Leichtigkeit, mit der er sich über den Verlust an elementaren Freiheiten hinwegsetzt, die sein Kollektivismus — das räumt er immerhin implicite ein — im Gefolge haben müsste, eine Leichtigkeit, die ihn in die bedenklichste Nähe bolschewistischer oder nationalsozialistischer Freiheitsverachtung bringt⁷⁾. Aber damit steht Carr unter

⁶⁾ Er verlangt einen „neuen Glauben“ (S. 138 f.), der „vor allem auf die Lösung des Wirtschaftsproblems gerichtet sein“ muss, so mächtig wie die Religion im Mittelalter oder heute der Krieg.

⁷⁾ Wenn z. B. ein nationalsozialistischer Publizist in der Zeitschrift „Europa-Kabel“ (vom 27. August 1943) in einem gegen mich gerichteten Leitartikel verächtlich vom „ewigen Psalm der elementaren Freiheiten“ spricht, deren Verlust eine Politik der „Vollbeschäftigung“ mit sich bringen müsste, so würde sich Carr sicherlich mit ihm darin begegnen. In einer anderen nationalsozialistischen Polemik gegen mich („Nationalzeitung“, Essen, vom 24. August 1943) sucht man den Einfluss meines Buches sogar unter ausdrücklichen Appell an die sympathischen angelsächsischen Ansichten vom Typus eines Carr zu bekämpfen.

den englischen Sozialisten keineswegs allein da; schon das Ehepaar Webb hatte in seinem Russlandbuch die gleiche Tonart angeschlagen und damit bewiesen, wo schliesslich der Weg eines solchen ursprünglich humanitär begründeten Kollektivismus endet: im Verrat am Menschen. Es versteht sich, dass Carr die Auslieferung Osteuropas an das bolschewistische Russland ausdrücklich als notwendig erklärt (S. 237/38).

Hat man nach alledem erst einmal das Aroma eines solchen Buches in sich aufgenommen, so darf man das Experiment machen, im voraus zu erraten, was es im einzelnen bringen wird. Tatsächlich findet sich alles, was man erwartete: der mystisch-fatalistische Glaube oder doch zum mindesten die eifrige Beteuerung, dass Monopolisierung, Ruinierung der Marktwirtschaft, Kollektivierung und Vermassung unentrinnbar sind und uns ja nicht auf den seltsamen Gedanken bringen dürfen, vom falschen Wege auf den richtigen zurückgehen zu wollen, einen Gedanken, der nur so fossiler Geister wie Walter Lippmann (S. XVII) würdig ist; der Versuch, uns den Kollektivismus als das Allermodernste und Zeitgemässeste aufzureden und aus dieser an sich schon grundfalschen, rein pragmatischen Behauptung ein ernsthaftes Argument zu machen; die Empfehlung einer „entschlossenen Reorganisation des europäischen Wirtschaftslebens.. wie Hitler sie in der Tat unternommen hat, aber mit anderen Prämissen und zu anderen Zwecken“ (S. 268), unter kategorischer Ablehnung des Gedankens einer Wiederaufrichtung der echten Weltwirtschaft und einer internationalen Währung; das Preislied auf die Deutschen wegen ihres Hauptanteils „an der Herausarbeitung der Lehren und der Organisation des modernen Sozialismus“ (S. 250); die Forderung, dass der Staat alles nur Denkbare in jedem nur vorstellbaren Masse den Menschen garantieren und an sie austeilen soll. Auch der Apell an die Jugend und ihren Aktivismus darf natürlich nicht fehlen. Stellenweise hat man durchaus den Eindruck, als handle es sich um eine grausame Satire auf den kollektivistischen Wohlfahrtsstaat (so vor allem S. 159 unten).

Nun wäre der Erfolg dieses Buches völlig rätselhaft, wenn es nicht auch manche guten Bemerkungen und treffenden Formulierungen enthielte. Das gilt fast ausschliesslich von den politischen und staatsrechtlichen Abschnitten, und dies mag wohl die Ursache sein, dass Leser, die an diesen Fragen primär interessiert sind, bereit zu sein scheinen, die übrigen Schwächen des Buches in Kauf zu nehmen, und ihren Gesamteindruck dann positiver formulieren, als sie es sonst getan haben würden. Was Carr z. B. über die Stellung seines eigenen Landes und der Vereinigten Staaten sagt, ist so überlegt und treffend, dass man herzlich wünschen möchte, er hätte sich auf diese ihm naheliegenden Fragen beschränkt, das um so mehr, als die unhaltbare Gesamtkonzeption des Buches auch in diesen Abschnitten immer wieder zu Schiefheiten und Verirrungen führt. Das gilt vor allem von der Erörterung des Deutschlandproblems, wo sich bemerkenswert Gutes und

ebenso bemerkenswert Falsches wunderbarlich mischen. Wenn er hier z. B. schreibt (S. 270), dass das deutsche Volk nach der Niederlage wahrscheinlich ein solches sein wird, „das sich heftig gegen ein System auflehnt“, dem es seine Niederlage und seinen Ruin verdankt, und sich dann völlig neu zu orientieren wünschen wird, so dürfte es zweifelhaft sein, ob ihm das Programm Carrs und seinesgleichen als das ersehnte so gänzlich Andere und begeisternd Revolutionäre erscheinen wird. Das Beispiel Italiens hat in dieser Beziehung bereits eine interessante Lehre erteilt, wie man denn überhaupt fragen darf, in welcher Weise Carr den Sturz des Faschismus und seine liberalen Begleiterscheinungen interpretieren und in sein Weltbild einordnen wird.

Indem wir diese Frage aufwerfen, wird uns klar, dass es sich weitgehend um ein zeitbedingtes Buch handelt, das nur unter bestimmten Bedingungen geschrieben werden konnte, die zugleich mildernde Umstände für den Autor sind, und eine solche Erkenntnis setzt uns instand, Carrs Buch weniger pessimistisch zu nehmen, als wir zunächst geneigt sein mochten⁸⁾. Ganz offensichtlich ist es unter dem Eindruck der überwältigenden Anfangserfolge nationalsozialistisch-faschistischen Draufgänger-tums entstanden und einer Schwäche der westlichen Demokratien, die in erster Linie die Schwäche einer satt, bequem und dumm gewordenen Führerschicht gewesen ist und einem temperamentvollen Patrioten leicht als Bankrott des gesamten Wirtschafts- und Gesellschaftssystems erscheinen konnte. Wir wollen Verständnis dafür haben, dass in jenen Monaten, da alles auf dem Spiele stand und eine Welt einzustürzen schien, die Versuchung vielleicht gross war, die berechtigte Erbitterung über eine völlig verkalkte Politik und Strategie auf die Fundamente des Wirtschafts- und Gesellschaftssystems zu übertragen, wenigstens für jemanden, der durch ein bestimmtes irgeleitetes ökonomisches und soziologisches Denken bereits innerlich reif geworden war für eine Kapitulation vor dem Kollektivismus, dem vorübergehend die Welt zu gehören und die Lösung der Probleme der Arbeitslosigkeit und anderer Gebrechen unserer Zeit weitgehend gelungen zu sein schien. Indem wir ein solches Verständnis äusserstenfalls zu konzедieren bereit sind, bringen wir zugleich zum Ausdruck, dass es sich um ein englisches Zeitdokument der Jahre 1940/41 handelt, das einer längst überwundenen Phase angehört und heute nur noch Verwirrung stiften kann, wenn es Leser findet, die es nicht so auffassen. Wir sind sogar nicht ganz ohne Hoffnung, dass der Verfasser unserer heutigen Ablehnung seines Buches weitgehend zustimmen würde, wenn wir ihm ein solches Einlenken durch eine versöhnlichere Formulierung der Kritik erleichtert hätten. Da es sich aber nicht um seine Person, sondern um die Sache und um das Schicksal einer von seinen Ideen bedrohten Zivilisation handelt, durften wir es an Schärfe und Eindeutigkeit nicht fehlen lassen.

Wilhelm Röpke

⁸⁾ Dies auch deshalb, weil den Ansichten Carrs ganz andere englische Meinungen entgegenstehen, die auch die unsrigen sind.

Ein französisches Sonderheft über die Schweiz

(*Cahiers du Sud, Marseille*)

Ich denke an eine Begegnung zwischen Franzosen und Schweizern, der ich an einem Frühlingstag des Jahres 1942 beigewohnt habe. Die paar Franzosen hatten nur mit Mühe die Erlaubnis erhalten, wenige Tage in der Schweiz zu verbringen: müde, ein wenig zerknittert, traten sie uns entgegen, aber voll selbstverständlicher Tapferkeit... Ein Schweizer setzte sich an den Flügel: er möchte „Frankreich“ spielen — „la France lumineuse“. Er spielte Debussy: „Reflets dans l'eau“. Licht strahlte auf, Sonnenhelle und glücklich zitterndes Geleucht auf klarem Wasserspiegel — Zärtlichkeit auch und bewundernde Verehrung für die Heimat solcher Musik: Frankreich, ewig lichtet!

Und nun versuchen umgekehrt die Franzosen, die „Schweiz“ zu sagen — auszudrücken, was ihnen heute unser Land bedeutet. Die „Cahiers du Sud“ erscheinen monatlich in Marseille; eine der letzten Nummern ist vierhundert Seiten stark und trägt den Titel „Images de la Suisse“. Man muss all die Hindernisse bedenken, die einem solchen literarischen Unternehmen im Wege standen — Papiermangel und schlechte Postverbindungen — um es auch nur annähernd zu würdigen; wie vielsagend sind in dieser Hinsicht die kurzen, entschuldigenden Notizen, welche die Redaktion an den Anfang und den Schluss des Bandes gesetzt hat!

Natürlich nimmt die schweizerische Literatur den grössten Teil des Raumes ein. Aber auch Theater, Musik und Kino, die Architektur, die Medizin, ja die Industrie in der Schweiz — das rote Kreuz — das Goetheanum — werden gestreift oder in eigenen, kurzen Artikeln dargestellt. So diverse Namen wie Paracelsus, Euler, Füssli, Jung werden gewürdigt, und viele andere sind sogar mit ausgewählten Texten vertreten: Gotthelf mit einer Stelle aus „Uli der Pächter“, die Marc Gilliard ganz besonders überzeugend ins Französische übertragen hat — Ramuz mit einer wunderbar konkreten, erfrischenden Landschaftsbeschreibung — Bachofen, Troxler, Keller, Meyer — welcher Reichtum! Störend wirkt für uns natürlich Jakob Schaffner in dieser Reihe; er ist wohl aus Unkenntnis hineingeraten.

Unter den literarischen Aufsätzen ist uns — neben Arbeiten von Edmond Jaloux und Charly Clerc — vor allem die allerletzte Studie des Bandes aufgefallen, wo Marcel Pobé über Rilkes letzte Jahre spricht. Pobé zeigt wohl die Schweiz in der edelsten Rolle, die ihr zufallen mag: als „geistige Zuflucht“ eines gehetzten Menschen, der in ihrem Schutz Werke von ewiger Geltung geschaffen hat. „Möge die Schweiz“, sagt er, „diese berühmten Namen nie vergessen, die für immer verknüpft bleiben mit einer ihrer Städte — Wagner-Luzern — mit einem ihrer Hochtäler — Nietzsche-Engadin — oder mit einem ihrer Seen — Sorge-Flüelen; möge sie vor allem würdig bleiben jener grossen, unsterblichen Toten, die in ihrem Boden zu ruhen wünschten — George, Rilke!“

Eine grosse Zahl der Beiträge stammt von Schweizern; aber auch die grössten Namen, die Frankreich heute zu bieten hat, sind vertreten. Paul Valéry singt als erster das Lob unseres Landes, und André Gide zitiert den lapidaren Abschnitt aus Larousse — nur Franzosen können so viel in so wenig Worten sagen! — : „Die Schweiz ist ein neutraler Staat, der sich seiner Neutralität bedient, um die menschlichen Katastrophen zu lindern.“

Am rührendsten, ja wahrhaft beschämend, ist aber das Vorwort, wo der Leiter der „Cahiers du Sud“, Jean Ballard, schreibt: „Es gibt keinen Franzosen, welcher den Namen der Schweiz aussprechen könnte, ohne ein Gefühl der Verpflichtung, der Dankbarkeit und der liebenden Zuneigung zu empfinden. Es gibt kaum einen, der nicht Sehnsucht empfindet, wenn er an sie denkt. Wir möchten hier nicht davon reden, wieviel die Welt diesem Lande schuldet (es wird täglich mehr) — diesem edeln, gebefreudigen, aufmerksamen Lande, das überall dort anwesend ist, wo Europas Geist und Körper leidet. Dieses Land ist rasch zur Tat bereit, es gibt sich ganz, es kennt keine Unterschiede, wo Menschen leiden — es ist von einer solchen vorsorglichen Güte, dass es als die Zuflucht, als die heile Mitte der blutenden Welt erscheint.“

Welcher Schweizer dürfte dies lesen, ohne zu erröten? Frankreich liebt, bewundert uns: welch dringende Verpflichtung! **Kurt Sulger**

Eranos-Tagung 1943

Die Eranos-Tagung 1943 war die elfte seit dem Bestehen dieser Einrichtung. Auch in diesem Jahre versammelten sich am sonnen-durchglühten Ufer des Lago Maggiore bei Moscia im August über hundert Teilnehmer, Redner und Hörer, zu dem üblichen geistigen „Beitrag“ — denn dies bedeutet das griechische Wort „Eranos.“ Es war seit Anbeginn das Bestreben der Veranstalterin, Frau Fröbe-Kap-teyn, verschiedenen geistigen Richtungen in verschiedenen Sprachen zum Worte in ihrem hübschen und praktischen Vortragssaal zu verhelfen. Durch die Kriegsverhältnisse wurden zwar die Vorträge auf zwei Sprachen, französisch und deutsch, beschränkt, und jedes Jahr ver-liessen die Teilnehmer die Tagung mit dem Wunsche, dass im kom-menden Jahre wieder, wie vor dem Kriege, auch englische und ita-lienische Redner ihre „Beiträge“ liefern könnten. Unter den Hörern waren allerdings, wie stets so auch diesmal, die meisten westeuro-päischen Zungen vertreten, was für manchen Tagungsteilnehmer eine Aufmunterung der mehr und mehr ermattenden Hoffnung war, dass nach dem gegenwärtigen Völker- und Prinzipienkampf, der das Ge-meinsam-Menschliche für immer auseinanderzureissen droht, sich doch wieder Menschen von diesseits und jenseits des Atlantik im Dienste eines wahren Humanismus zusammenfinden könnten.

Man hat in den letzten Jahren oft von einem „neuen Humanismus“ gehört, der mindestens nach dem Kriege entstehen müsse; der „alte“ Humanismus, so vernahm man, sei tot oder doch verstaubt. Es schien in der Tat so zu sein: die Unzahl der Pflegestätten jenes Geistes, der von dem Rotterdamer Erasmus und den ihm Gesinnungsverwandten ausgegangen war, schien nur noch die Frucht trockenster antiquarischer Gelehrsamkeit, bar jeden Einflusses auf das öffentliche und private Leben, hervorzubringen. Und andersgeartete Bildungsanstalten formten jenen Menschen, den man den „Technokraten“ genannt hat, den Beherrscher der Mathematik, Physik und Chemie, der keine ihm bewusste Bindung an die Vergangenheit hatte und keine haben wollte. Aber aus praktischem, dem Alltagsleben entsprossenen Bedürfnis heraus, fanden sich drei Berufe veranlasst, das Wissen um die Ueberlieferung, um die Vergangenheit des Menschen zu pflegen: der Seelenarzt, der Seelsorger und der Politiker, jeder war genötigt, bei der gedanklichen Bewältigung grösserer Zusammenhänge, betrafen sie nun den Einzelnen oder eine Gruppe, die von der Ueberlieferung gebotenen Materialien zu benutzen, sei es, dass sie aus näheren, sei es, dass sie aus einer fernen Vergangenheit stammten. Statt vieler Beispiele sei nur auf die berühmte Commonwealth-Club-Rede Roosevelts vom September 1932 verwiesen, in welcher ein geschichtsphilosophisch-soziologischer, einige Jahrhunderte umfassender Ueberblick gegeben wird. In dem Bedürfnis, sich des „erweiterten menschlichen Gedächtnisses“ zu den Zwecken einer praktischen Psychologie (in ärztlicher Psychologie, Seelsorge und Politik) zu bedienen, liegt die Wurzel eines echten „neuen“ Humanismus.

Auf vielen Wegen begannen in Europa und Amerika seit etwa zwanzig Jahren solche Gedanken sich auszubreiten und durchzusetzen. So muss es auch sein, denn aus einem Keim allein erwächst keine Flora. Aber einer der Keime eines freien, neuen Humanismus wurde jedenfalls vor elf Jahren in den Eranos-Veranstaltungen gepflanzt und vor allem von einem ständigen Teilnehmer kräftig gefördert, von C. G. Jung, dem ärztlichen Psychologen. Man mache sich klar: Die Entdeckung des „Archetypus“, als eine in modernen Seelen wie in alten und neuen Religionsformen, z. B. in der antiken Gnosis, wirksamen Kraft, war eine geistige Tat. Ein Lichtstrahl fiel auf einen bis dahin fast unübersehbaren, fast unbegreiflichen Tatsachenkomplex, und nun erhielt die mühselige Entzifferung gnostischer Texte — griechischer, syrischer, koptischer und arabischer — einen höchst praktischen Sinn. Fachgelehrte, Aerzte, Schriftsteller und andere Interessierte hielten im Eranos-Saal Vorträge über dieses Thema — natürlich jeder von seinem Standpunkt aus; Hörer und Redner besprachen sich zwanglos auf den Terrassen, und die Eranos-Jahrbücher sammelten die Vorträge und verbreiteten sie weiter.

Dieses Jahr eröffnete Professor Jung die Tagung und umriss das Thema: Helios, der Sonnengott — er ist mythologischer Ausdruck

für das Bewusstsein, für die Helle des Tages. Das Thema ist anti-thetisch zum letztjährigen — zu Hermes, dem gespenstisch schweifenden, nächtigen, geheimnisvoll auflösenden und bindenden. Und damit kommt von Anfang an Klarheit in die Massen von Themen, die bei jeder „mythologischen“ Problemstellung anschiessen. Zwei psychologische Prinzipien — oder um in der Sprache des genialen Philologen Kerényi zu reden — zwei Mythologeme sind einander gegenübergestellt.

Karl Kerényi spricht über den griechischen Sonnengott, über Helios. Helios, so schildert ihn dieser ungarische Gelehrte in seiner dunkelströmenden und von flammenden, weithinleuchtenden Blitzen erhellten, temperamentvollen und mitreissenden Sprechweise: Helios der Hellenen, ist zunächst der homerische Sonnengott, der alles sieht und alles hört, er ist ein moralisches Prinzip, er ist der „König“ und die väterlich zeugende Wärme. —

Georges Nagel (Genf) verfolgte das Sonnenprinzip in ferne Vergangenheit zurück: „Le culte du soleil dans l'ancienne Egypte“, war das genaue Thema; durch das wohlabgewogene, formvollendete Französisch des Vortragenden hindurch glühte die Anteilnahme an jener alten Sonnentheologie, welche in der religiösen Reform des Königs Amenophis Echnaton einen Gipfelpunkt erreicht, von dem sie alsbald hinabsank.

Walter Wili (Bern) betrat mit seinem elegant geformten Vortrag: „Die römischen Sonnengottheiten und Mithras“ jenes von gewaltigen Spannungen geladene Gebiet, nämlich das Gebiet des Imperium Romanum, in dem die theologischen Entwicklungen und Auseinandersetzungen Weltbedeutung erlangten. Wie in Aegypten, so erhob sich auch im Römerreich der Sonnenkult zu ungeheurer Höhe, auf welcher er vom Sol Verus des Christentums abgelöst wurde.

Max Pulver (Zürich) bewegte sich auch dieses Jahr wieder in dem von ihm meisterlich beherrschten Reiche gnostischen Lichtes und gnostischer Erleuchtung, und es ist fast überflüssig zu sagen, dass er auch diesmal seine Gedanken in dichterisch schöner Sprache mitzuteilen wusste. („Lichterfahrung in der Guosis, im Corpus Hermeticum u. i. der Ostkirche.“)

Hugo Rahner, beheimatet in der Welt des antiken Christentums, äusserst belesen im Schrifttum der griechischen und lateinischen Kirchenväter, breitete in zwei Vorträgen das Füllhorn altchristlicher Gedanken vor seinen Hörern aus; die Titel sprechen für sich selbst: „Weihnachtssonne und Ostersonne im christlichen Kult der Antike“ und „Die christliche Symbolik des Verhältnisses zwischen Sonne und Mond.“

C. G. Jung, der die Tagung eröffnet hatte, schloss sie auch. Den Bitten einiger Freunde nachgebend, denen er in zwangloser Unterhaltung eine dem Eranos-Archiv entnommene Kopie einer vatikanischen Bilderhandschrift in seiner luciden Art erläutert hatte, liess sich

Professor Jung bewegen, in einem Epilog zur Tagung sämtlichen Teilnehmern seine Betrachtungen zu dem erwähnten eigentümlichen document humain zugänglich zu machen. Es handelt sich hierbei um „Die Bilderhandschrift des Opicinus de Canistris“, welche R. Salomon anfangs der dreissiger Jahre in Leipzig in guter Reproduktion als „Vorläufer moderner, expressionistischer Kunst“ herausgegeben hatte. Opicinus, der Zeichner und Beschrifter von 52 Pergamentblättern, stammte aus der Gegend von Turin und war am Papsthofe in Avignon, also im 14. Jahrhundert, Kleriker und Notarius. Seine Zeichnungen und Beschriftungen enthüllen eine furchtbare seelische Not, einen Zerfall seiner Seele in ein dunkles und ein liches Prinzip, die er vergeblich unter Aufbietung alles Wissens und aller religiösen Kräfte wieder in eine Einheit zusammenzufügen sucht; erschütternd ist seine Schilderung des Chaos, in das er zu fallen droht. Jungs Erläuterung dieses kulturhistorisch-psychiatrischen Dokumentes war — selbstverständlich — meisterhaft. Seine Hörer waren ergriffen, als er bemerkte, dass Opicinus nicht nur als ein „Vorläufer“ moderner Kunst, wie der Herausgeber seiner Blätter meinte, sondern auch als Vorläufer des modernen Kulturzerfalls angesehen werden müsse.

Paul Schmitt

Tessiner Chronik

II.

La mia Patria (Istituto Editoriale Ticinese, Bellinzona) 1943

Die neue Ausgabe des für die Auslandschweizer bestimmten und von der Neuen Helvetischen Gesellschaft und der Stiftung Schweizerhilfe veröffentlichten Heimatbuches wurde im Gegensatz zu den Ausgaben der Jahre 1927 und 1935 nach neuen Gesichtspunkten vorbereitet; das Prinzip der Uebersetzung der deutschen Ausgabe ins Französische und Italienische wurde aufgegeben, so dass die romanischen Landesteile in eigenen Beiträgen zum Worte kamen, was ihnen ermöglichte, dem Buche das ihrer Eigenart entsprechende Gepräge zu verleihen. Somit wurde den Tessinern erstmals Gelegenheit gegeben, auch im Rahmen des Auslandschweizerbuches sich frei darüber auszusprechen, was für sie das Land und Volk, die Geschichte, die Wirtschaft, die Kultur und Kunst der Schweiz, ihre demokratischen Einrichtungen und Ideale bedeuten. Für die in fernen Landen lebenden jungen Tessiner konnte in der Tat keine bessere Synthese kantonaler und eidgenössischer Zusammenhänge gefunden werden, um ihnen die ideellen Grundlagen der Schweizerischen Eidgenossenschaft bewusst werden zu lassen und sie zu Bürgern zu erziehen. Das Buch ist in 5 Teile gegliedert, welche die Themen: die Schweiz, ihre Geschichte, ihre Verteidigung, die Arbeit und den Schweizer Geist abhandeln. Es ist uns leider nicht möglich, auf die vielen Probleme einzugehen, die in den reichhaltigen Ausführungen zur Sprache kommen, es sei

uns aber vergönnt, auf einige Beiträge hinzuweisen. Der Aufsatz P. Bianconis: „Umanità del Ticino“, der aus der Zeitschrift „Svizzera Italiana“ herübergenommen wurde, ist besonders reizvoll und führt uns in konzentriertester Form und in farbenprächtiger Sprache in die landschaftliche und geistige Atmosphäre des Tessins ein. Der Präsident der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Dr. Guido Calgari, zeigt uns in seiner kurzen Geschichte des Schweizerbundes wie sich unser Land nach den Unabhängigkeitskriegen und nach den Zeiten der grössten Machtenfaltung in mühevolem Suchen nach Gleichgewicht im Innern und in den internationalen Beziehungen zur Idee eines freiheitlichen Staates durchgerungen hat, in welchem 3 verschiedene Völker zusammen leben; ein weiterer Aufsatz Calgaris behandelt die Entstehung der Neutralität der Schweiz, die ihr innewohnenden Charakterzüge und ihren moralischen Wert. Die Seiten des Tessiner Nationalrats E. Zeli und B. Pedrazzini heben die Leistungen der Schweizer Arbeit im In- und Auslande hervor. Das Werk erhält seine Krönung im letzten Teil, wo die Stellung der Schweiz im europäischen Geistesleben charakterisiert wird. Prof. G. Zoppi spricht über die geistige Vermittlung zwischen den Völkern und die Originalität künstlerischen Schaffens, über die Aufgabe der Schweiz, die in diesem Kriege darin besteht, die Interessen der Menschheit zu wahren. Zoppi beantwortet die Frage, ob die Vermittlerrolle die Schweiz nicht von originellen schöpferischen Leistungen abgehalten hat, mit dem Hinweis auf die unverkennbare eigene Wesensart und Bodenständigkeit, die sich z. B. im literarischen Gebiet zu erkennen gibt. Die Schriftsteller der deutschen, französischen, italienischen und rätomanischen Schweiz, die Geschichte der Schweizer Kunst und das Werk der Tessiner Künstler, die sich im Ausland einen Namen gemacht haben, kommen in Beiträgen aus der Feder der hervorragendsten Vertreter des Tessiner Geisteslebens zur Darstellung. Das zum ersten Male in italienischer Originalfassung erschienene Auslandschweizerbuch ist auch für uns Confederati zur Vertiefung unserer Kenntnis des Kantons Tessin bedeutungsvoll.

Storia di Lugano (Istituto Editoriale Ticinese)

Eligio Pometta und Virgilio Chiesa haben die verdienstvolle Aufgabe übernommen, die Geschichte der Königin des Ceresio zu schreiben, wobei Pometta den politischen und wirtschaftlichen Teil und Chiesa die Schilderung des alten Lugano besorgte. Lugano war schon zur Zeit der Herrschaft der XII Orte das Zentrum der wichtigsten Vogtei gewesen und hat auch später dank seiner günstigen Lage sowohl im Transitverkehr als auch in der Fremdenindustrie das Primat zu halten gewusst. Von hier gingen Impulse aus, welche auf den ganzen Kanton entscheidend einwirkten, haben doch die Bürger Luganos in der Revolution vom 15. Februar 1798 unmittelbar in den Lauf der Ereignisse eingegriffen und den Anschluss an die Cisalpinische Republik verhütet. So ist die Geschichte des Kantons mit derjenigen der Stadt

innig verknüpft, und wir sind Pometta dankbar, dass er die Stadtgeschichte durch fortwährende Bezugnahme auf die Geschichte des Kantons bereichert hat. Die gründliche Arbeitsweise Pomettas stützt sich auch hier auf auszugsweise angeführte, höchst bedeutungsvolle Dokumente. Höhepunkte der Stadtgeschichte Luganos sind die reizvoll geschilderte Belagerung des Schlosses durch die Eidgenossen (1512—1513), die Revolution des Jahres 1793, die Rückwirkungen und Kämpfe des Sonderbundes, die österreichische Blockade (1853), das Leben und Wirken der Bürgermeister Luvini und Battaglini. Im zweiten Teil des Werkes hat Virgilio Chiesa versucht, das alte Lugano vor unsern Augen wieder erstehen zu lassen und uns die Baugeschichte alter und neuer Gebäude zu schildern. Diese Aufgabe ist umso schwieriger als der älteste Stadtplan aus dem Jahre 1849 datiert, wodurch die Lokalisation längst verschwundener Bauten beträchtlich erschwert wird. Die sorgfältige Rekonstruktion des alten Stadtbildes, die Baugeschichte der Villa Ciani und der Tanzina z. B. stellen eine wertvolle Ergänzung zum historischen Teil dar und geben einen ausgezeichneten Einblick in die bauliche Entwicklung der Stadt.

Antonio Galli: Il Ticino all'inizio dell'ottocento nella descrizione topografica e statistica di Paolo Ghiringhelli (Istituto Editoriale Ticinese) 1943

Auf den 1. Jahrestag seines Hinschiedes (23. Juli 1942) ist die letzte Arbeit Antonio Gallis, des früheren Staatsrates und bekannten Historikers erschienen, welche die italienische Uebersetzung der ersten historisch-topographischen Beschreibung unseres Südkantons durch einen Tessiner enthält. Der Helvetische Almanach auf das Jahr 1812 brachte die heute noch wertvolle Arbeit Ghiringhellis in deutscher Sprache, eine Gesamtdarstellung, die den Tessinern sozusagen völlig unbekannt blieb. Niemand war besser als Galli dazu berufen, die vergessene Schrift wieder ans Licht zu ziehen und seinen jungen Mitbürgern den Zustand des neu gebildeten Kantons in den ersten Jahren des vergangenen Jahrhunderts als den bescheidenen Anfang des selbständigen Staates vor Augen zu halten, damit sie den in 130 Jahren in unermüdlichen Anstrengungen und harter Arbeit zurückgelegten Weg messen können. Die historisch-statistische Arbeit des ersten Tessiner Bundesrates, Stefano Franscini „La Svizzera Italiana“ (1837—1840) hatte bekanntlich Galli zu den das ganze Staatsleben umfassenden „Notizie sul Cantone Ticino“ inspiriert, die als sein Hauptwerk mit seinem Namen unlöslich verknüpft bleiben werden und eine unerschöpfliche Fundgrube bilden. Mit der Herausgabe der historisch-topographischen Arbeit Ghiringhellis wollte Galli das Andenken seines Vorgängers ehren und zugleich die Entwicklung seines Heimatkantons von der Zersplitterung in 8 unzusammenhängende Vogteien zu einem seiner Einheit und Kraft bewussten Staatswesen und gleichwertigen Glied der Eidgenossenschaft darstellen. Diese Entwicklung wird uns durch die zahlreichen Anmerkungen näher gebracht, in denen die eigentlichen Entdecker des Tes-

sins, H. R. Schinz und K. V. von Bonstetten, in ihren Urteilen zum Worte kommen und auch die Arbeiten Oldellis und Franscinis berücksichtigt werden. Wer die eingehenden und teilweise sogar literarisch bedeutenden Beschreibungen Schinzens und Bonstettens kennt, wird sich wundern zu sehen, welche Veränderungen und Fortschritte im jungen Staatswesen sich auf Grund des Berichtes Ghiringhelli feststellen lassen. Nach der Gesamtdarstellung des Kantons geht Ghiringhelli zur topographischen Beschreibung der einzelnen Distrikte über, von denen Bellinzona und Locarno besonders ausführlich behandelt werden, mit einer Fülle von Einzelheiten, an denen der historisch interessierte Leser seine helle Freude haben wird. In einer kurzen Einleitung gibt Galli Nachrichten über die Persönlichkeit und das Wirken von Pater Ghiringhelli (1778—1867), der von 1804—1825 die Studien am Kollegium in Bellinzona reorganisierte und darauf wieder ins Benediktiner Kloster in Einsiedeln zurückkehrte. Die Tessiner Geschichtsschreibung hat in Antonio Galli, der leider allzu früh vom Tode dahingerafft worden ist, einen ihrer tätigsten und befähigsten Vertreter verloren.

Giuseppe Canevascini: Il villaggio modello (Istituto Editoriale Ticinese) 1943

Karl Viktor von Bonstetten hat in einem seiner Briefe über die tessinischen Landvogteien gefordert, dass in allen Ländern und im Tessin im besondern die Landwirtschaft durch Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse zu einem leistungsfähigen Faktor entwickelt werden solle und dass die Regierenden ihre Aufmerksamkeit diesem wichtigen Zweig der Volkswirtschaft zuwenden und die dafür notwendigen Kenntnisse und Erfahrungen sammeln möchten. Das Buch des Tessiner Staatsrates Canevascini, dem die Landwirtschaft im Kanton Tessin unterstellt ist, entstand aus Radiovorträgen, aus dem engen Kontakt mit seinen Zuhörern, und kann als die Erfüllung einer der dringendsten Forderungen des weitsichtigen Bonstetten betrachtet werden. In seinen Vorträgen über das „Musterdorf“ ist Canevascini, dem wir übrigens eine ausgezeichnete Skizze der Geschichte der Arbeit (*Il lavoro umano attraverso i secoli*, I. E. T., 1942) verdanken, in seinem Element. Um seine Darlegungen lebendiger zu gestalten, führt er geschickt einen Bauern namens Pietro ein, der durch seine Anregungen, von der Regierung unterstützt, Neuerungen in Form landwirtschaftlicher Genossenschaften zum Durchbruch verhilft und so dazu beiträgt, das Leben im Dorfe lebenswerter zu gestalten und der Abwanderung in die Stadt Einhalt zu tun. Wir sehen, wie der schlaue Pietro die misstrauischen Dorfbewohner zu jeder Neuerung überreden muss, wie es im Gemeinderat oft harten Kampf absetzt, bis die bessere Einsicht durchdringt. Canevascini kennt seine Bauern und lässt sie in unzähligen Dialogen zu Worte kommen. Diese Reden sind etwas vom Unterhaltsamsten und Reizvollsten, was man sich denken kann; die berechnende und vorsichtige, aber vernünftigen Neuerungen doch offene Men-

talität des Bauern entfaltet sich dramatisch vor unsern Augen. Ein stärkender, belebender, aber immer der Wirklichkeit zugewandter Optimismus erfüllt dieses Buch, in dem die vielen Möglichkeiten genossenschaftlichen Zusammenschlusses der Landwirte erörtert werden. Aus einem aussterbenden Dorf wird ein Musterdorf mit guten Strassen, einer modernen Wasserleitung, mit neuesten landwirtschaftlichen Maschinen, einem prächtigen Gemeinde- und Schulhaus, mit vernünftig zusammengelegten Gütern u. s. w. Die Regierung unterstützt diese Bestrebungen mit wohlwollenden Ratschlägen und einem noch unwiderleglicheren Argument, mit Krediten und Subventionen. Das Buch Canevascinis hat somit nicht nur einen unmittelbaren praktischen Wert, sondern es führt uns auch auf ansprechende Weise in die Welt des Tessiner Bauern ein.

Il libro di Augusto Giacometti (Istituto Editoriale Ticinese) 1943

Die im Rascher Verlag erschienene und höchst anschaulich geschriebene Selbstbiographie des Bergeller Malers Augusto Giacometti „Von Stampa bis Florenz“ dürfte den meisten Lesern bekannt sein. Der wackere Verteidiger des italienischen Teiles von Graubünden, A. M. Zandralli, der schon früher ein ausgezeichnetes Buch über Giacometti veröffentlichte, hat die Jugenderinnerungen seines Freundes ins Italienische übertragen und sie in wohl lautendem Toskanisch erklingen lassen, in der Sprache, in der man die ursprüngliche Publikation vielleicht hätte erwarten dürfen. Die platische Malersprache wurde von Zandralli unverfälscht ins Italienisch übernommen und wird auch beim Tessiner Publikum Anklang finden, dem Giacometti durch die vom Circolo di Cultura organisierte Ausstellung in Locarno vom Jahre 1933 wohl bekannt ist. Die italienische Ausgabe ist mit 40 Tiefdruckreproduktionen versehen und mit Auszügen aus der Korrespondenz Giacomettis mit Zandralli bereichert worden. Eine Bibliographie und eine Liste der seit 1936 entstandenen Werke sowie die Uebersetzung des Vortrages „Ich und die Farbe“ und von Reden, die Giacometti als Präsident der Eidgenössischen Kunstkommission gehalten hat, vervollständigen das Bild der künstlerischen Tätigkeit des Bergeller Malers. Die italienische Ausgabe stellt somit einen wertvollen Beitrag dar, der die in deutscher Sprache erschienene Selbstbiographie durch neues Material ergänzt und die darin dargelegte Entwicklung tiefer erfasst.

Zum Schluss unserer Ausführungen möchten wir noch auf die Zeitschrift „*Svizzera Italiana*“ hinweisen, an der sich die befähigtesten Vertreter der Tessiner Intelligenz mit regelmässigen Beiträgen beteiligen. Sie vertritt eine gesunde Italianität des Tessins und bringt die wichtigsten Probleme des Kantons zum Wort, aber sie verfällt nicht in einen engherzigen Provinzialismus, sondern lässt auch die neuesten Richtungen zum Worte kommen, die sich im gesamtschweizerischen und im italienischen Geistesleben abzeichnen.

W. A. Vetterli

„Zurück zu den Vätern!“

Französische Romanbilanz

(Romains, Malraux, Aragon)

I

Man kann ohne grosse Mühe André Malraux' Fragment „Combat avec l'ange“ und Aragon's roman fleuve „Les voyageurs de l'Impériale“ auf diesen gemeinsamen Nenner bringen: Zurück zu den Vätern. Denn beide schreiben eine Vorgeschichte des Krieges, Probleme und Problemlosigkeiten, Sorgen und Sorglosigkeiten der Generation, die die ihnen die spartanische Blutsuppe gebraut hat, deren zweiten Aufguss die unsere auslöffelt. In dem Fall lässt sich Jules Romains' Zyklus „Les Hommes de Bonne Volonté“ zwanglos einreihen. Der geistige Nihilismus, das beziehungslose Individuum, der Krieg als Endspurt einer fortschreitenden Verwesung, der Wurm in der Frucht oder vielmehr in der Wurzel — das sind die gemeinsamen Themen.

Gehen wir aber näher und fragen nicht nach Ideen und Interpretationen sondern nach dem Wesentlichen: der Fleischwerdung, der Gestaltung, so erscheint die Gemeinsamkeit der Fragen nur noch als eine jener perspektivischen Illusionen, die den Gestalter in die die breite Zeitströmung, in der Stil der Epoche auflöst und somit verliert. Denn Jules Romains, der intentiongeladenste, der vom Titel an ein ästhetisches und moralisches Programm ausführen will, bleibt ein geistvoller Techniker, ein Orson Welles des Romans. Er fasst die Menschen in grosse Kollektive, räumliche Gruppen zusammen oder zerlegt sie in psychologische, ja, in organische Einzelvorgänge, begreift das Leben eines Stadtviertels, eines verdauenden Magens, aber nicht das einer Seele. Darum gelingt ihm nicht, wie André Malraux, den Zusammenstoss zwischen dem aufs höchste gespannten, bewussten Geist und dem aufs tiefste unmenschlichen Fatum zu gestalten. Und wie seine Menschen, so bleibt sein Zyklus ohne Zentralseele.

II

André Malraux hat seinen Romantorso „La Lutte avec l'Ange“ vom Titel an unter das Zeichen des Fatums gestellt. Es ist wiederum die Konfrontierung der „condition humaine“ mit dem Schicksal, unter dessen Hammerschlägen der Mensch selber vor furchtbar einfache Alternativen gestellt wird, die schliesslich mehr bedeuten als die ganze Akrobatie des ringenden Geistes. Nicht aus einem Programm, sondern aus einem Zwang schreibt Malraux „Ici écrire est le seul moyen de continuer à vivre“.

Darum fehlt ihm die Dimension des „populisme“, die Jules Romains gewollt und Aragon ursprünglich besitzt, die naive Breite, die Erzählerfreude, die Gemütlichkeit. Die innere Spannung seiner Sprache ist nicht nur „nervös“, sondern birgt eine andere Beziehung zum Le-

ben, zum Schicksal, eine andere Stendhal verwandte Form der Luzidität. Malraux steht zum Voluntarismus, zum Intellektualismus. „Ich weiss jetzt, dass der Intellektuelle nicht nur der ist, dem Bücher notwendig sind, sondern jeder Mensch, dessen Leben durch eine Idee, wie elementar sie auch sei, verpflichtet und geregelt wird.“ Doch gegen dieses Bekenntnis steht ein Wort des „Vaters“: „Ce n'est pas à gratter sans fin l'individu qu'on finit par rencontrer l'homme.“

Das Fatum wird aber, wie in jedem Intellektualismus, nur halb spielerisch als Widerpart des Geistes einbezogen. Erst im dritten Teil, in der Episode des Gaskriegs, erscheint es als die radikale Bedrohung des Lebens selbst. Im Krieg liebt Berger, der „Vater“, die männliche Kameradschaftlichkeit, „l'engagement sans retour qu'implique le courage“. Aber der Krieg wird vor allem zur aussermenschlichen Apokalypse im Sterben der Bäume, der Gräser, der Erde selber unter der Gaswolke. Es ist ein Ursterben in völliger Antithese zum Urleben des Waldes, das Malraux in seinem ersten grossen Roman „La Voie Royale“ gedichtet hat. In der Rettung vergaster Feinde erfährt der „Vater“ eine neue, existentielle Dimension des Kampfes mit dem Fatum. „Mitleid? Es war ein viel tieferer Elan, wo sich Bangigkeit und Brüderlichkeit unentwirrbar vermischten... Ein Geheimnis, das nicht seinen Schlüssel, nur seine Gegenwart offenbart, so schlicht und so despotisch, dass es alle darum kreisenden Gedanken ins Nichts schleuderte — wie das gewiss auch die Gegenwart des Todes tun.“

Die Rahmenerzählung des Krieges von Mai 1940 mündet in ein Triumphlied des Lebens, in lyrischer Prosa, wie sie Malraux so selten und so stark schreibt. Der vom Tode eben Erettete sieht die Welt mit neuen Augen, ohne Geheimnis weil nur Geheimnis und nicht zwischen Geist, Willen und Fatum aufgeteilt. Der Stoff erklärt, aber der Stil beweist, dass Malraux keine Einzelmenschen differenzieren kann; er muss immer wieder zum äusserlichen Trick sprachlicher Stereotypen greifen. Ausserdem ist die Spannung noch nicht genug in der Seele konzentriert, um des Exotismus entraten zu können. Wie Malraux, der Abenteurer, Köpfe von Khmergottheiten abschlug und mitschleppte, so vergewaltigt er auch manchmal Gedanken und Visionen um sie wie abgeschlagene und sogar wie „vertauschte“ Köpfe mitzureissen.

In dieser unerschöpflichen Dialektik von Geist und Schicksal hat Malraux Gedanken zwar gestaltet, Gestalten aber nur gedacht — daher der zwiespältige Effekt dieses erregenden Buchs.

III

Bellamy hat im „Rückblick aus dem Jahr Zweitausend“ die Gesellschaft mit einer dahinrasenden Diligence verglichen, aus der immer wieder Reisende abstürzen, unter die Räder kommen, während andere sich in die Höhe schwingen. Wie Aragon den Titel „Les Voyageurs de l'Impériale“ meint, wird erst auf S. 550 klar. Da wird in den Papieren des „verschollenen“ Gymnasialprofessors Pierre Mercadier folgender Abschnitt gefunden:

„... Diesem grässlichen Ausgang des Lebens werden wir alle von einem ungeheuren Omnibus entgegengeführt, der selbst den Katastrophen geweiht ist, ohne die Kraft zu kennen, die die Mechanik der Bewegung beseelt... Es war eines Abends, da ich mich unruhig und traurig fühlte, den Kopf vollgepfropft von Ziffern, von denen meine Freiheit abhing, von Börsenkursen und von Namen von Aktien und Papieren, wie ein armes, enteignetes Gehirn, in dem die Ungeheuer der Kalkulation hausen. Plötzlich schien mir alles fremd, die Kaffeehäuser, die Boulevards, die Apotheken. Ich ging daran, meine Nachbarn auf der Imperiale zu betrachten, und zwar nicht mehr als zufällige Reisegefährten, die sich nach und nach bei den Stationen verlieren würden, sondern als die Reisenden, die geheimnisvoll erwählt waren, um mit mir durch das Dasein zu fahren. ... Und mit einer Art Entsetzen bedachte ich, dass wir, eben noch einander fremd, gleicherweise von einem möglichen Unfall bedroht waren. Derart, dass das, 'was sich unten, zwischen Pferden und Strasse begab und wovon wir nichts wussten, zwischen uns eine Gemeinsamkeit des Todes zu schaffen drohte und eine Vertraulichkeit, schlimmer als die Vertraulichkeit der Liebe, jene des gemeinsamen Grabes. Ich war zum Philosophieren gelaunt, weil alles mir bitter war. Ich dachte, dass diese Imperiale oder eher noch der ganze Omnibus, ein gutes Spiegelbild des Daseins darstelle.“

Die Beziehungslosigkeit der Menschen zueinander und zum eigentlichen Motor ihrer Bewegung wäre demnach das Grundthema. Mercadier — in seinem äusseren Leben eine Art französischer Professor Unrat — ist der Bürger, der sich dieser Beziehungslosigkeit bewusst wird und aus ihr eine Art Nihilismus destilliert. Er entweicht in die äusserste Konsequenz der Entpflichtung, um dennoch mit einem nicht abgeschickten Brief an den Sohn in der Tasche zu enden, wie Jean Barrault sich vor dem Sterben bekehrt. Aragon der Lyriker hat den Mut zu durchsichtigen Allegorien und naiven Sentimenten, als Epiker hat er den Mut, an den ziemlich verpönten Emile Zola anzuknüpfen. Auch er fasst den „Puls der Menschheit“, rollt die Jahrhundertwende von der ersten Weltausstellung bis Juli 14 mit fast übervollständiger Dokumentation auf.

Die didaktische Intention, das Geld als Ausdruck der modernen Beziehungslosigkeit zwischen den Menschen zu zeigen, reicht aber nicht hin, um die Fülle an Gestaltung, die Vollständigkeit — wenn nötig bis zur Langweile — zu motivieren. Was schal und dumpf ist — „morne“ und „terne“ würde man es französisch bezeichnen — muss es bis zum Grausen sein, das Leben ist von diesem Arzt als Prozess des Absterbens gesehen. Das Geld ist es, das alles bewegt und doch alles welken macht, Ehe, Familie, Beruf, Vergnügen. Aus dieser Verlogenheit versucht Pierre Mercadier zu entrinnen, indem er die Konsequenzen zieht. Er macht sein Vermögen liquid und verschwindet. Seine Flucht aus dem bürgerlichen Leben führt ihn zu einem Abenteuer in Venedig, das er in Erpressung umdeutet und „liquidiert“, führt ihn an den Spieltisch. Schon vorher war die Spekulation, das

Geld als unberechenbares Fatum das einzige Abenteuer in seinem wohlgeordneten Dasein. Der Spieltisch, wo die Aneinandersitzenden keine andere Gemeinschaft haben als den gleichen Blick auf den Kreislauf des Geldes und den Leerlauf des Rades, wird zum Symbol seiner Welt. Dann das Reisen, die Beziehungslosigkeit nicht nur zu Menschen, auch zu Orten, und schliesslich verdämmert er, als hungernder Lehrer in einer „boite à bachot“ seine Nachmittage als Stammgast des kümmerlichen Pariser Lupanars „Les Hirondelles“ wo sich auch die „Liebe“ als unverpflichtende Geldfunktion bewährt.

IV

Mercadiers nie vollendetes Manuskript über Law als den Erfinder des Papiergeldes ist der „rote Faden“ des Romans, aber Systematik des Inhalts ist nur der Vordergrund, es hat andere Ursachen, wenn das Werk Aragon um so viel bedeutender wirkt als die Romane der Virtuosen Romain, Malraux. Aragon ist im Roman weder Soziologe noch Philosoph, er hat mehr getan als nur die Wirkung des Königs, Vermittlers, Zuhälters Geld zu illustrieren. Unter den Händen ist ihm die Trägödie des Alterns zum Hauptthema geworden, das Altern des Menschen, der sich weder in die Natur noch in einen andern sinnvollen Zusammenhang gebettet fühlt, dessen Bindungen „nach unten“ — Familie, Beruf, Nation — zerreißen, ohne dass es der Seele, geschweige dem Bewusstsein, gelänge, den Sinn irgendwo „oben“ anzuheften oder ihn durch intensive Durchgestaltung des eigenen Lebenskreises zu gewinnen.

Das Altern selbst übernimmt die Rolle des antiken Fatums, ist der siegreiche Engel der nicht segnet, sondern nur an der Lende berührt, ist in einem Dasein, wo alle übrigen Beziehungen durch das Geld entrinnbar, unverpflichtend werden können, das einzig Unentrinnbare — ganz ähnlich in Aldous Huxleys jüngstem Roman „After many a summer dies the swan“. Nur hassenswert, abscheulich, kläglich, nur Verwesungsprozess ist das Altern des Pierre Mercadier. Das „Lieben“ als biologische Betätigung — nicht als Magie und Transfiguration — bleibt die einzige positive Beziehung zum Leben, die letzte Bewährung und Selbsttäuschung. Altern, nicht als Sammlung sondern nur als Verlust, das ist ein epischer Stoff, der gerade dem ursprünglichen Lyriker Aragon gemäss war. Denn Lyrik ist Fixierung der „reissenden Zeit“. Und die Vollstreckung des Lebens- und Sterbensprozesses am Menschen, der dessen widerstrebendes Objekt ist, wird nur von mühsam gebändigten lyrischen Eruptionen durchbrochen.

Peripherisch erleben vier Generationen das Altern. Mercadiers Sohn trägt autobiographische Züge. Der reizlosen Einsamkeit der verschwimmenden Greisenwelt entspricht die reizvolle Einsamkeit der verzauerten Kinderwelt. Zwischen den beiden ist keine eigene Manneswelt nur Uebergang. Es ist ein grosser Strom des Sterbens. Jede Episode, jeder Satz ist in ihm getaucht, trotz dem kapriziösen Eigenleben

jeder Gestalt, denn Aragon ist als Dichter in ihnen und nicht mechanisch wie Romains oder dialektisch wie Malraux „de l'autre côté des choses“. Nur in einer Unzahl solcher Episoden und Gestalten, nur auf die Dauer und in der Länge, konnte Aragon dieses Thema verwirklichen, das aber schon auf Seite 17 angetönt ist, mit dem geschwätzigen Admiral Courtot de la Pause:

„Doch an diesem Abend hatte sich etwas in ihm entfesselt. Die Schwermut wohl einer einsamen Stunde, oder die plötzliche Erkenntnis dass er in dieser Welt ebenso allein war wie auf dem Ozean oder auch das Gefühl des Alterns, das uns an manchen Tagen an der Gurgel packt, wenn es schön draussen ist, inmitten einer Menge, oder aber die Offenbarung von der Kraft der andern, von ihrer unermesslichen Arbeit, die uns überleben wird. Dann spricht man, spricht man... Die Leute hören einem zu und sagen sich: Was für ein Langweiler! Was für ein grotesker Kerl! Sie haben jenes Angstschlottern nicht gehört, das immerhin dem Ende jeder nichtigen Phrase Tragik verleihen würde, jedem Aufstossen eines Geistes, den es ziellos querfeldein treibt, um seine eigene Schwäche nicht zu sehen, den vorgestaltenden Schatten des Todes.“

Und dieser Grundton hallt von nun an weiter, durch die ganze Flucht aus der Oede der Beziehungen in die Oede der Beziehungslosigkeit. Die ist aber zugleich der Weg von der bürgerlichen Respektabilität zum bürgerlichen Nihilismus. Es ist hier ein Niedergangsprozess gestaltet, der bis an die Wurzeln des Menschseins reicht und in dessen Endphase eine Generation steht, die nicht oben auf der Imperiale sondern tief unten an den Galeerenrudern sitzt.

Es ist eine Erlösung, obgleich eine Inkonsequenz, dass der Lyriker Aragon im Anhang mit einem Gedicht an Elsa zu Wort kommt, denn so bleibt dieses letzte Wort nicht der Verwesung sondern der Leidenschaft, nicht dem Altern, sondern dem Lieben.

François Bondy

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 4 17 85, Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich, Tel. 4 17 85

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland
